CCI

Stadt-
bücherei
Elbing

1,25

KAISER AKBAR VON INDIEN

EIN LEBENS- UND KULTURBILD AUS DEM SECHZEHNTEN JAHRHUNDERT.

REDE

GEHALTEN AM

GEBURTSFEST SEINER MAJESTÄT DES KÖNIGS

WILHELM II. VON WÜRTTEMBERG

AM 25. FEBRUAR 1909

IM FESTSAAL DER AULA DER UNIVERSITÄT TÜBINGEN

VON

PROF. DR. RICHARD GARBE
DERZEITIGEM REKTOR DER UNIVERSITÄT.

LEIPZIG
H. HAESSEL VERLAG
1909.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
324

Kaiser Akbar von Indien,

ein Lebens- und Kulturbild aus dem sechzehnten Jahrhundert [1]).

Hochansehnliche Versammlung!

Der Indologe, der zugleich Historiker sein möchte, empfindet bitter, dass das Land seiner Studien an geschichtlichen Quellen überaus arm ist. Und wenn für ihn auf dem Gebiete der Geschichtsforschung gar ein stärkerer Reiz in der Analyse der grossen Persönlichkeiten liegt als in der Ermittlung der geschichtlichen Entwicklung, so hält er im indischen Altertum und Mittelalter nach solchen Persönlichkeiten vergebens Umschau. Nicht als ob es in den älteren Zeiten an grossen Männern auf indischen Fürstenthronen gefehlt hat; ihre Spuren finden wir reichlich in der indischen Sage und Dichtung; aber diese Quellen reichen nicht aus, um das Tatsächliche im Einzelnen festzustellen und ein lebensvolles Bild von den Persönlichkeiten zu gewinnen. Es ist ja weithin bekannt, wie wenig der Inder geschichtlich veranlagt ist. In weit höherem Grade als die geschichtliche Wirklichkeit beschäftigten religiöse und philosophische Spekulationen, Träume von jenseitigen Welten, von früheren und späteren Existenzen den Geist der denkenden Kreise.

---

1) Die Rede ist in erheblich gekürzter Form vorgetragen worden.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
324

Kaiser Akbar von Indien,

ein Lebens- und Kulturbild aus dem sechzehnten Jahrhundert [1]).

Hochansehnliche Versammlung!

Der Indologe, der zugleich Historiker sein möchte, empfindet bitter, dass das Land seiner Studien an geschichtlichen Quellen überaus arm ist. Und wenn für ihn auf dem Gebiete der Geschichtsforschung gar ein stärkerer Reiz in der Analyse der grossen Persönlichkeiten liegt als in der Ermittlung der geschichtlichen Entwicklung, so hält er im indischen Altertum und Mittelalter nach solchen Persönlichkeiten vergebens Umschau. Nicht als ob es in den älteren Zeiten an grossen Männern auf indischen Fürstenthronen gefehlt hat; ihre Spuren finden wir reichlich in der indischen Sage und Dichtung; aber diese Quellen reichen nicht aus, um das Tatsächliche im Einzelnen festzustellen und ein lebensvolles Bild von den Persönlichkeiten zu gewinnen. Es ist ja weithin bekannt, wie wenig der Inder geschichtlich veranlagt ist. In weit höherem Grade als die geschichtliche Wirklichkeit beschäftigten religiöse und philosophische Spekulationen, Träume von jenseitigen Welten, von früheren und späteren Existenzen den Geist der denkenden Kreise.

---

1) Die Rede ist in erheblich gekürzter Form vorgetragen worden.

Der von Mythus und Sage gewobene Nebelschleier, der über den Personen und Vorgängen der älteren Zeit liegt, verfliegt bei dem Beginn der Neuzeit, die für Indien mit den muhammedanischen Eroberungen anhebt; denn von nun an wird die Geschichte Indiens von Ausländern geschrieben. Damit treten uns die Männer, die entscheidend in die Geschicke Indiens eingreifen, als scharf umrissene, wenn auch meist unerfreuliche Persönlichkeiten entgegen.

Man hat den Islam nicht mit Unrecht als Zerrbild einer Religion bezeichnet. Fanatismus und Fatalismus sind zwei ausgesprochen irreligiöse Gefühle; und gerade diesen beiden Gefühlen, die der Islam in rohen Völkern zu erwecken verstand, verdankt er die Rolle, die er in der Weltgeschichte gespielt hat, und die fast beispiellosen Erfolge bei seiner Ausbreitung in Asien, Afrika und Europa.

Um das Jahr 1000 nach Chr. bricht der Sultan Mahmud von Ghasna in Indien ein. „Mit dem Zuge Mahmuds nach Indien beginnt für Hindostan eine der entsetzlichsten Perioden seiner Geschichte. Ein Monarch stürzt den anderen, keine Dynastie ist von Dauer, jede Thronbesteigung beginnt mit Verwandtenmord, mit Plünderung von Städten, Verwüstung des platten Landes und dem Hinschlachten Tausender von Männern, Frauen und Kindern der Anhänger des Vorfahren; buchstäblich raucht während fünf Jahrhunderten das nordwestliche und nördliche Indien von der Menge des vergossenen Blutes“ [1]). Auf die Ghasnewiden folgen muhammedanische Dynastien afghanischer, türkischer und mongolischer Abkunft. Diese ganze Zeit ist angefüllt von einer fast unübersehbaren Reihe von Kämpfen, Intrigen, Verwicklungen und politischen Umgestaltungen; alle Ereig-

1) E. Schlagintweit, Indien in Wort und Bild, II. 26, 27.

nisse haben das gemeinsam, dass sie sich unter Morden, Rauben und Brennen vollziehen. Die furchtbarste Erscheinung in diesen bluttriefenden Jahrhunderten ist der grässliche Mongolenfürst Timur, ein Nachkomme Dschingis-Chans, der mit seinen Mordbanden im Jahre 1398 in Indien einfiel und vor seinem Einzug in die Hauptstadt Delhi, in der er zum Kaiser von Indien ausgerufen wurde, die hunderttausend Gefangenen, die er bei den vorangegangenen Kämpfen im Pendschab gemacht hatte, an einem einzigen Tage abschlachten liess, weil es zu unbequem wurde, sie weiter mitzuschleppen. So sagt Timur selbst in seinem Berichte über diesen Feldzug mit schamloser Offenheit, und weiter erzählt er, dass nach seinem Einzug in Delhi alle drei Quartiere der Stadt „nach dem Willen Gottes" geplündert wurden[1]). Im Jahre 1526 hält Baber, der Urenkel Timurs, seinen Einzug in Delhi und begründet die Herrschaft der Grossmoguls (d. h. der grossen Mongolen). Den Untergang dieser Dynastie führte Babers Nachkomme Aurungzeb durch eine unheilvolle Regierung herbei, als ein grausamer, hinterlistiger und heimtückischer Despot, der in der zweiten Hälfte des 17. bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts hinein nach dem Vorbilde seines Ahnherrn Timur Schrecken und Entsetzen um sich verbreitete. Noch heute kann man Hindus zittern sehen, wenn ihnen ein Muhammedaner mit finsterem, fanatischem Gesichtsausdruck begegnet.

In den sieben Jahrhunderten der muhammedanischen Herrschaft in Indien fehlt es nicht ganz an Fürsten mit sympathischen Eigenschaften, die als Lichtpunkte aus den finsteren Greueln dieser Zeit hervorleuchten. Aber sie verblassen vollkommen vor dem glänzenden

1) A. Müller, Der Islam im Morgen- und Abendland, II. 300, 301.

Bilde des Mannes, der ein volles halbes Jahrhundert (von 1556—1605) Indien beherrschte und durch eine weise, milde und gerechte Regierung eine Blütezeit herbeiführte, wie sie das Land in seiner mehrtausendjährigen Geschichte noch nicht erlebt hatte. Dieser Mann, dessen Andenken noch heute von den Hindus gesegnet wird, war der Enkel Babers, Abul Fath Dschelāleddīn Muhammed, mit dem Beinamen (der schon dem Kinde bei der Namengebung beigelegt wurde und die Eigennamen völlig verdrängt hat) Akbar „der Grosse". Und wahrlich, er trägt diesen Beinamen mit Recht. Denn gross, märchenhaft gross war Akbar als Mensch, Feldherr, Staatsmann und Herrscher, — alles in allem ein Fürst, der es verdient, von Jedem gekannt zu werden, dessen Herz sich durch wahre menschliche Grösse gehoben fühlt[1]).

Wenn wir eine Persönlichkeit verstehen wollen, so pflegen wir die ererbten Eigentümlichkeiten festzustellen und nach den Einflüssen

---

1) Aus der Literatur über Kaiser Akbar wären besonders folgende Werke zu nennen: J. Talboys Wheeler, The history of India from the earliest ages. Vol. IV, Part 1: Mussulman Rule, London 1876 (urteilt mehrfach sehr ungerecht über Akbar, erklärt aber doch S. 135 unten: The reign of Akber is one of the most important in the history of India; it is one of the most important in the history of the world); Mountstuart Elphinstone, History of India, the Hindū and Mahometan Periods, with notes and additions by E. B. Cowell, 9. edition, London 1905; G. B. Malleson, Akbar and the rise of the Mughal Empire, Oxford 1890 (in W. W. Hunters Rulers of India); A. Müller, Der Islam im Morgen- und Abendland, Band II, Berlin 1887; hauptsächlich aber Graf F. A. von Noer, Kaiser Akbar, ein Versuch über die Geschichte Indiens im sechzehnten Jahrhundert, Band I, Leiden 1880; Band II nach den hinterlassenen Papieren des Verfassers bearbeitet von Dr. Gustav von Buchwald, Leiden 1885. Diesem Werke, in dessen Vorwort die Originalquellen angegeben und beschrieben sind (s. über dieselben auch M. Elphinstone, 536, 537, Anm. 45) ist in der Folge das meiste Tatsächliche entnommen worden.

zu forschen, die Religion, Familie, Umgebung, Erziehung, Jugendeindrücke, Erlebnisse u. s. w. ausgeübt haben. Die meisten Menschen sind als Produkte dieser Faktoren vollkommen verständlich. Je unabhängiger von allen solchen Einflüssen oder je mehr im Gegensatz zu ihnen eine Persönlichkeit sich entwickelt, desto selbständiger und interessanter wird sie uns erscheinen. Auf den ersten Blick sieht es aus, als ob Kaiser Akbar in vollständiger Unabhängigkeit von allen den Einwirkungen, die sonst Charakter und Wesen bestimmen, alles aus sich selbst und durch sich selbst geworden sei. Ein Muhammedaner, ein Mongole, ein Nachkomme des Scheusals Timur, der Sohn eines schwachen, unfähigen Vaters, im Exil geboren, als Knabe zur Regierung eines auseinander gefallenen und fast verloren gegangenen Reiches berufen, in das Indien des sechzehnten Jahrhunderts, d. h. in eine Zeit voll Treubruch, Verräterei, Habgier und Selbstsucht, hineingestellt, — tritt uns Akbar entgegen als ein edler, für alles Schöne und Grosse empfänglicher, gewissenhafter, vorurteilsloser und tatkräftiger Mann, der in den Wirren seiner Zeit Ruhe und Ordnung zu schaffen weiss, der durch seine Regierung nicht das eigene Interesse, sondern das seiner Untertanen fördern will, der die Privilegien der Muhammedaner aufhebt und die Gleichberechtigung der Hindus nicht bloss erklärt, sondern auch zur Geltung bringt, der auf alle denkbare Weise die nach Rasse, Sitte und Religion geschiedenen Untertanen mit einander zu versöhnen sucht und der schliesslich, als ihn die engherzigen Dogmen seiner Religion nicht mehr befriedigen, zu einem geläuterten, von allen positiven Religionen unabhängigen Gottesglauben gelangt.

Bei näherer Betrachtung ist jedoch der Gegensatz zwischen dem, was Akbar auf Grund der den Menschen bildenden Kräfte nach

unsern Voraussetzungen hätte werden sollen, und dem, was er wirklich geworden ist, nicht ganz so schroff. Seine Vorliebe für Wissenschaft und Kunst hatte Akbar von seinem Grossvater Baber und seinem Vater Humāyun ererbt. Die harte, unter Gefahren und Entbehrungen, auf der Flucht und in der Gefangenschaft verlebte Jugendzeit ist gewiss nicht ohne wohltätigen Einfluss auf Akbars Entwicklung zu einem Manne von ungewöhnlicher Kraft und Energie gewesen. Und von Bedeutung für Akbars geistige Entwicklung war der Umstand, dass ihm nach seiner Thronbesteigung von seinem Vormund ein vortrefflicher Lehrer gegeben wurde, der aufgeklärte und freisinnige Perser Mīr Abdullatīf, der den Keim zu Akbars späteren religiösen und ethischen Anschauungen gelegt hat. Mag man aber auch den Einfluss dieses Lehrers noch so hoch bewerten, die Hauptsache war doch Akbars eigene Veranlagung, seine Empfänglichkeit für solche Lehren, die bei keinem andern muhammedanischen Fürsten Wurzeln geschlagen haben. Akbar hat in der Geschichte des Islam nicht seines Gleichen. „Er ist der einzige im muhammedanischen Bekenntnis aufgewachsene Fürst, des Streben es war, die Beschränktheit dieser beinahe partikularistischsten aller Religionen zu wahrem Menschentum zu veredeln“ [1]).

Schon die äussere Erscheinung Akbars mutet uns sympathisch an. Auf einem mehrfach [2]) reproduzierten Miniaturbild aus Delhi, das Akbar sitzend darstellt, erscheinen die charakteristischen Merkmale der mongolischen Rasse ausserordentlich abgemildert und verfeinert. Die Kopfform ist ziemlich rund, die Züge sind weich, die

1) A. Müller, II. 416.

2) Bei Noer, II als Titelbild (vgl. auch 327, 328) und A. Müller II. 417. S. auch M. Elphinstone, 519.

schwarzen Augen gross, sinnend, fast träumerisch und nur ganz wenig geschlitzt, die Brauen voll und buschig, die Lippen leicht vorstehend, die Nase ein klein wenig gebogen. Das Gesicht ist bartlos bis auf den ziemlich dünnen und kurz geschnittenen Schnurrbart, der in leichter Wellenlinie über die Mundwinkel hinunterfällt. Nach der Beschreibung seines Sohnes, des Kaisers Dschehāngir, soll Akbars Hautfarbe weizengelb gewesen sein; die portugiesischen Jesuiten, die an seinen Hof gekommen sind, nannten sie geradezu weiss. Obgleich nicht eigentlich schön, ist Akbar doch vielen Zeitgenossen — auch Europäern — als schön erschienen, wohl wegen des hoheitsvollen und doch gewinnend freundlichen Ausdrucks, der auf seinem Angesicht lag. Akbar war ziemlich gross, breitschultrig, von starkem Körperbau und hatte lange Arme und Hände.

Akbar ist am 14. Oktober 1542 zu Amarkot in Sindh als Sohn des entthronten Kaisers Humāyun geboren, zwei Jahre nachdem dieser von dem Usurpator Shēr Chān seines Reiches beraubt worden war. Nach fünfzehnjähriger Verbannung oder vielmehr nach so langem planlosem Umherschweifen und Fliehen durfte der schlaffe, vergnügungs- und opiumsüchtige Humāyun 1555 wieder als Kaiser in die Hauptstadt Delhi einziehen — nicht durch eigenes Verdienst, sondern durch das seines energischen Generals Bairām Chān, eines Türken, der die im Besitz der Herrschaft sich befindenden Afghanen in einer Entscheidungsschlacht besiegte. Aber lange sollte sich Humāyun des wiedergewonnenen Thrones nicht erfreuen; nach einem halben Jahre fiel er in seinem Palast eine Treppe hinunter und starb. Akbar bestieg im Januar 1556, dreizehn Jahre alt, den Thron. Wegen seines jugendlichen Alters übernahm Bairām Chān für ihn als Reichsverweser oder indisch als „Fürstvater“ die Regentschaft und lenkte

das schwanke Staatsschiff mit starker Hand. Er warf verschiedene Empörer nieder und räumte sie mit kalter Grausamkeit aus dem Wege. Aber nach wenigen Jahren erregte er durch parteiliche, eigennützige und gewalttätige Handlungen den Unwillen Akbars dermassen, dass dieser sich im März 1560, im Alter von 17 Jahren, entschloss, die Zügel der Regierung selbst in die Hand zu nehmen. Da eilte der seines Amtes und Einflusses beraubte Bairām Chān nach dem Pendschab und griff gegen seinen kaiserlichen Herrn zu den Waffen. Akbar führte selbst seine Truppen gegen den Aufrührer und besiegte ihn. Als Bairām Chān vor Akbar erschien, barfuss, den Turban um den Hals geschlungen, und sich vor dem Throne zu Boden warf, da tat Akbar nicht, was man in einem solchen Falle im Orient zu allen Zeiten zu tun pflegte. Der grossherzige Jüngling verurteilte den gedemütigten Empörer nicht zu einem qualvollen Tode, sondern er hiess ihn in der Erinnerung an die grossen Dienste, die Bairām Chān schon seinem Vater und später ihm selbst geleistet hatte, aufstehen und sich wieder auf seinen alten Ehrenplatz zur Rechten des Thrones setzen; und vor den versammelten Grossen stellte er ihm die Wahl, ob er die Statthalterschaft einer Provinz übernehmen oder am Hofe sich als Wohltäter der kaiserlichen Familie der Gunst seines Herrn erfreuen oder mit einer seinem Range entsprechenden Eskorte eine Pilgerfahrt nach Mekka antreten wollte[1]). Bairām Chān war klug genug, das letzte zu wählen; aber auf dem Wege nach Mekka wurde er von einem Afghanen ermordet, was Akbar in aufrichtige Trauer versetzte und veranlasste, den vierjährigen Sohn Bairām Chāns unter seinen besonderen Schutz zu nehmen.

---

1) Noer, I. 131.

An dem Sturz des Reichsverwesers hatte eine Akbar zwar in Treue und Aufopferung ergebene, aber ränkevolle und ehrgeizige Frau mitgearbeitet, Māhum Anāga, die Amme des Kaisers, für die dieser eine warme Zuneigung und Dankbarkeit fühlte. Māhum Anāga hatte den Kaiser von seiner Geburt an bis nach seiner Thronbesteigung gehütet und in den Wirren seiner Jugendzeit vor Gefahren beschützt; aber dafür wollte sie auch ihren Lohn haben. Sie erstrebte nichts weniger, als in der Rolle einer intimen Vertrauten des jugendlichen Kaisers im Verborgenen die eigentliche Herrscherin von Indien zu sein.

Māhum Anāga hatte einen Sohn, Adham Chān, dem auf ihre Veranlassung von Akbar die Wiedereroberung und Statthalterschaft der Provinz Malwā übertragen wurde. Adham Chān war ein leidenschaftlicher gewalttätiger Mensch, ebenso ehrgeizig und habsüchtig wie seine Mutter und benahm sich in Mālwā ganz wie ein selbständiger Fürst. Sobald Akbar das erfahren, zog er in Eilmärschen nach Mālwā und überraschte seinen fassungslosen Milchbruder, ehe dieser von seiner Mutter gewarnt werden konnte; aber es gelang Adham Chān unschwer, die Verzeihung Akbars für seine Uebergriffe zu gewinnen.

Auf dem Rückwege nach Agra, wo der Kaiser in diesen Jahren sein Hoflager zu halten pflegte, trug sich ein bemerkenswertes Ereignis zu. Akbar war allein seinem Gefolge vorausgeritten und sah sich plötzlich einer gewaltigen Tigerin gegenüber, die mit fünf Jungen aus dem Gebüsch auf seinen Weg trat. Das herannahende Gefolge fand den damals neunzehnjährigen Kaiser ruhig neben der getöteten Bestie stehend, die er mit einem einzigen Schwerthiebe zu Boden geschlagen hatte. Was für ein Mass von Körperkraft, Unerschrockenheit, Kaltblütigkeit und Sicherheit des Blickes dieser Schwerthieb bezeugt, der auch nicht um den Bruchteil einer Sekunde zu spät

kommen durfte, das kann wohl ein Jeder würdigen, der von dem Sprung einer wütenden, um ihre Jungen besorgten Tigerin, eine Vorstellung hat. Und man kann unschwer ermessen, was für Gedanken die muhammedanischen Grossen in Akbars Gefolge damals bei jenem Anblick bewegt haben werden. In der Stunde sind gewiss manche ehrgeizigen Wünsche und Pläne zu Grabe getragen worden [1]).

Der Kaiser berief bald seinen hitzigen Milchbruder Adham Chān an seinen Hof, um ihn besser unter Augen zu haben; denn dieser hatte auf Rechnung der Zuneigung Akbars zu seiner Mutter Māhum Anāga schon genug gesündigt. Māhum Anāga, ihr Sohn und ihr Anhang hassten den Grossvezier tödlich, weil sie sich durch ihn ihres früheren Einflusses auf die Staatsgeschäfte beraubt sahen. Dieser Hass trieb Adham Chān schliesslich zu einer wahnwitzigen Handlung. Der erbitterte Mann zettelte eine Verschwörung gegen den Grossvezier an; und als dieser in einer Nacht des Jahres 1562 in der Audienzhalle des Kaiserpalastes mit anderen Würdenträgern eine Sitzung in Staatsangelegenheiten abhielt, stürmte plötzlich Adham Chan mit den Verschworenen hinein und stiess dem Grossvezier seinen Dolch in die Brust, worauf seine Genossen dem Verwundeten mit Schwertstreichen den Garaus machten. Der verblendete Adham Chān baute auch jetzt noch auf die Langmut des Kaisers und auf den Einfluss seiner Mutter. Akbar war über dem Lärm erwacht und erfuhr, als er seine Gemächer verlassen hatte, was geschehen war. Adham Chān eilte dem Kaiser entgegen, erfasste seine Arme und bat ihn, seine Erklärungen anzuhören. Aber der Kaiser war ausser sich vor Zorn, versetzte dem Mörder einen Faustschlag, dass er zu

---

1) Noer, I. 141.

Boden flog, und befahl den erschrockenen Dienern, ihn zu fesseln und von der Terrasse des Palastes kopfüber auf den Hof zu werfen. Das Entsetzliche geschah; aber der Unselige war nicht tot. Da befahl der Kaiser, den zerschmetterten Körper des noch Lebenden an den Haaren wieder die Treppen hinaufzuziehen und noch einmal in die Tiefe zu schleudern [1]).

Ich habe diese grässliche Begebenheit erzählt, damit Akbars Bild nicht idealisiert, sondern in möglichster Treue vor Ihnen erscheine. Akbar war ein ruhiger, nervenstarker Mann, der selten zornig wurde, dessen Zorn aber, einmal erregt, geradezu furchtbar war. Es ist ein Flecken an seinem Charakter, dass er sich in einigen Fällen zu so grausamen Todesurteilen hinreissen liess. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass es sich meist um die Bestrafung besonders schwerer Verbrecher handelte und dass man derartige verschärfte Hinrichtungen von jeher im Orient als recht und billig empfunden hat. Leider nicht nur im Orient. Ist doch auch in Europa noch 200 Jahre nach Akbars Zeit von Rechtswegen gefoltert und gerädert worden.

Mahum Anāga kam zu spät, um ihren Sohn zu retten. Akbar suchte sie mit zarter Sorgfalt über sein schreckliches Ende zu trösten, aber die gebrochene Frau überlebte den furchtbaren Schicksalsschlag nur noch um 40 Tage. Der Kaiser liess ihren Leichnam zusammen mit dem ihres Sohnes in einem gemeinsamen Grabe in Delhi beisetzen und folgte selbst dem Trauerzuge. Auf seinen Befehl wurde über diesem Grabe ein stattliches Denkmal errichtet, das noch heute unversehrt ist. Seine Grossmut und Milde bewies Akbar auch bei dieser Gelegenheit dadurch, dass er den Teilnehmern an dem Morde

---

1) J. T. Wheeler, IV. I. 139, 140, Noer, I, 143, 144.

des Grossveziers vollständige Verzeihung gewährte und sie in ihren Aemtern und Würden beliess, weil er die Ueberzeugung hatte, dass sie von dem gewalttätigen Adham Chān in das Verbrechen mit hineingezogen waren. Auch sonst war Akbar in einem fast unbegreiflichen Masse zum Verzeihen bereit. Immer und immer wieder liess er seine unbotmässigen Statthalter in den Provinzen straffrei ausgehen, wenn sie sich nach einem missglückten Aufstand unterwarfen — um sich bei der ersten Gelegenheit wieder selbständig zu machen.

Es war eine ereignisreiche Zeit, in der Akbar unter mancherlei persönlichen Gefahren zum Manne heranreifte.

Ueber seine Kriegszüge, die für weitere Kreise kein Interesse haben dürften, will ich mit wenigen Bemerkungen hinweggehen. Als Akbar den Thron bestieg, gehörte zu seinem Reich nur noch ein kleiner Teil von dem Gebiet, das seinen Vorgängern untertan gewesen war. Mit der Energie, die ein Grundzug seines Wesens war, griff Akbar die Wiedergewinnung der Provinzen, die sich losgerissen hatten, und die Eroberung neuer Länder an und führte diese Aufgabe mit solchem Geschick und Glück durch, dass im vierzigsten Jahre seiner Regierung das Kaiserreich von Indien ein grösseres Territorium umfasste, als je zuvor: nämlich nicht nur ganz Hindustan — mit Einschluss der Halbinsel Gudscherat, der Indusländer und Kaschmirs — sondern auch Afghanistan und einen grösseren Teil des Dekkhan, als irgend ein früherer Padischah von Delhi sich unterworfen hatte. Um diese Zeit, in der der Kaiser in Lahore residierte, wurde in Indien die Redensart geläufig: „so glücklich wie Akbar“ [1]).

Oft genug zeigte es sich in den Kriegen, wie hoch Akbar seine

---

1) J. T. Wheeler, IV. I. 180.

Zeitgenossen auch als Feldherr überragte. Aber nicht aus Kriegs- und Eroberungslust zog er immer wieder aufs neue zu Felde; ihn trieb das aufrichtige, von einem mystischen Hauche beseelte Streben, dem unablässigen Streit der indischen Kleinstaaten durch Angliederung an sein Reich ein Ende zu machen und einen grossen Einheits- und Rechtsstaat zu gründen [1]).

Mehr Bewunderung als die Unterwerfung so grosser Ländermassen, die ja auch manchen Anderen geglückt ist, verdient die Tatsache, dass es Akbar gelang, in den wiedergewonnenen und neu unterworfenen Provinzen Ordnung, Zufriedenheit und Wohlstand zu schaffen. Das geschah durch Einführung einer musterhaften Verwaltung, einer trefflichen Polizei, eines geregelten Postdienstes und namentlich einer gerechten Steuerverteilung [2]). Bis zu Akbars Zeit war Bestechlichkeit eine selbstverständliche Eigenschaft des ganzen Beamtenpersonals gewesen, und enorme Summen waren dem Staatsschatz durch Veruntreuung von seiten der Steuereinnehmer verloren gegangen.

Akbar teilte das ganze Reich zuerst in 12, später in 15 Vizekönigreiche, diese in Provinzen, Regierungsbezirke und Verwaltungsdistrikte und regelte die Einnahmen des Staates auf Grund einer einheitlichen genauen Vermessung des Landes. Er führte ein Normalmass ein, indem er an die Stelle des bis dahin üblichen Landmasses — eines Lederriemens, der sich je nach Bedürfnis in den Händen des vermessenden Beamten bald verkürzt bald verlängert hatte — ein neues Messinstrument in Gestalt eines Bambusstabes setzte, der in bestimmten Abständen mit Eisenringen versehen war.

---

1) Noer, II, 8, 390, 423.

2) S. zu dem Folgenden Noer, I, 391 ff., M. Elphinstone, 529 ff., G. B. Malleson, 172 ff., 185 ff.

Das Land wurde je nach der Art der Bewirtschaftung zum Zwecke der Grundsteuer in vier Klassen eingeteilt. Die erste bildete Ackerland mit beständiger Fruchtwechselwirtschaft, die zweite solches, das 1—2 Jahre, die dritte solches, das 3—4 Jahre lang brach liegen musste, um wieder ertragreich zu werden, die vierte dasjenige Land, das 5 Jahre und länger unbebaut oder überhaupt noch nicht urbar gemacht war. Als Steuerquote wurde für die beiden ersten Ackerklassen der nach unseren Begriffen hohe Satz von einem Drittel des Ertrages eingeführt, wobei es dem Zensiten überlassen blieb, ob er die Steuer in natura oder in bar entrichten wollte. Nur bei Luxusprodukten oder fabrikartigem Betriebe — also wo flüssige Geldmittel vorausgesetzt werden konnten — war Barzahlung vorgeschrieben. Wer bis dahin unbebautes Land urbar machte, wurde dabei vom Staate durch Lieferung von Saatkorn und durch sehr erhebliche Steuernachlässe in den ersten 4 Jahren unterstützt.

Akbar führte auch eine neue einheitliche Währung ein, ordnete aber an, dass von den Bauern die älteren noch kursierenden Münzen zum vollen Nennwert angenommen werden sollten. Aus allem dem merkten die indischen Bauern, die doch von jeher den grössten Teil der Bevölkerung bildeten — noch nach dem neuesten Zensus vom Jahre 1903 (I. 3) leben in Indien 50—84 Prozent der Bevölkerung vom Landbau —, dass Kaiser Akbar nicht nur strenge Gerechtigkeit walten lassen, sondern auch ihre Interessen fördern wollte. Am meisten aber gewann er die Herzen der einheimischen Bevölkerung durch die Aufhebung der verhassten Kopfsteuer, die noch neben allen anderen Steuern bestand.

Der Stifter des Islam hatte das menschenfreundliche Gebot erlassen, alle Andersgläubigen, die sich nicht zum Islam bekehrten,

vom Erdboden zu vertilgen, aber sich selbst schon von der Unmöglichkeit, dieses Gesetz durchzuführen, überzeugen müssen. Und wie hätten die Muhammedaner unter Beibehaltung dieses Gebots Länder über Länder und schliesslich das dichtbevölkerte Indien unterwerfen können, wo die sogenannten Ungläubigen ja immer die überwältigende Mehrheit gebildet haben! Es wurde deshalb an Stelle der völligen Ausrottung die praktischere Einrichtung der Kopfsteuer gesetzt, die von allen Ungläubigen zu entrichten war und diese immer wieder an den Verlust ihrer Selbständigkeit erinnern sollte. Diese demütigende Abgabe, die dazu noch in harter rücksichtsloser Weise eingetrieben worden war, hob Akbar im Jahre 1565 auf, ohne Rücksicht auf den erheblichen Ausfall für die Staatskasse. Neun Jahre später folgte die Aufhebung der Steuer auf religiöse Versammlungen und Wallfahrten, deren Erhebung die Hindus ebenfalls in beständiger Erbitterung gegen ihre muhammedanischen Beherrscher erhalten hatte.

Schon viel früher hatte Akbar eine Verordnung beseitigt, von der man kaum begreift, wie sie überhaupt jemals hatte zu Recht bestehen können. Jedenfalls genügt sie allein schon, um den Islam mit seiner empörenden Verachtung Andersgläubiger zu einem der grössten Schandflecken in der Geschichte der Menschheit zu stempeln. Wenn der Steuereinnehmer von den Hindus die Steuern einzog und die Zahlung geleistet war, so waren die Hindus verpflichtet, „ohne das leiseste Zeichen der Furcht vor Befleckung“ den Mund zu öffnen, damit der Steuereinnehmer hineinspeien konnte, wenn er das zu tun wünschte[1]). Das war für den Hindu viel mehr als eine ekelhafte Demütigung. Wenn ein Steuereinnehmer von diesem seinem Rechte

---

1) Noer, II. 6, 7, G. B. Malleson, 174, 175.

Gebrauch machte, so verlor der Hindu dadurch sein höchstes Gut, seine Kaste, und war von jeglichem Verkehr mit Seinesgleichen ausgeschlossen. Er musste also sein ganzes Leben lang in bebender Angst vor diesem ihm drohenden schrecklichen Unheil schweben. Dass ein Mann von Akbars Edelmut eine so schauderhafte, ja teuflische Bestimmung aufhob, erscheint uns selbstverständlich; für die Hindus aber war das eine ungeheure Wohltat.

Auch Handel und Wandel suchte Akbar auf jede Weise zu fördern. Er ermässigte die Hafen- und Fährzölle, beseitigte die drükkenden Vieh-, Baum-, Korn- und andere Steuern, sowie die zum Gewohnheitsrecht gewordenen Geschenke der Untertanen an alle möglichen Beamten und Behörden. Im Jahre 1574 wird die Bestimmung getroffen, dass die Verluste, die dem Landbau aus dem Durchzug kaiserlicher Truppen erwuchsen, sorgsam abzuschätzen und zu ersetzen seien.

Neben diesen praktischen Massregeln zur Förderung des materiellen Wohles sind Akbars Bemühungen um die Hebung der Sittlichkeit seiner Untertanen bemerkenswert. Trunkenheit und Verführung belegte er mit Strafen, und die Prostitution suchte er dadurch einzuschränken, dass er Tänzerinnen und andere gefällige Frauen in einem ausserhalb seiner Residenz gelegenen Viertel kasernierte, das den Namen Shāitānpura 'Teufelsstadt' erhielt[1]).

Der bisherigen Korruption der Finanz- und Steuerbeamten wurde durch ein kompliziertes und peinliches Kontrollsystem ein Ende gemacht — die Bureaux für Einnahmen und Ausgaben waren im Schatzamt streng von einander geschieden —, und Akbar selbst prüfte ge-

1) J. T. Wheeler, IV. I. 173, Noer, I. 438 Anm.

nau die monatlich aus jedem Distrikt eingelieferten Abrechnungen. Wie er sich überhaupt mit rastlosem Fleiss und mit erstaunlicher Sorgfalt persönlich um jede Einzelheit auf dem weitverzweigten Gebiet der Staatsverwaltung bekümmerte. Es war dabei ein Glück für den Kaiser, dass an der Spitze der Finanzverwaltung ein umsichtiger, energischer, vollkommen ehrlicher und unbestechlicher Mann stand, der Hindu Todar Mal, der zwar die Ernennung zum Vezier oder Minister ausgeschlagen, aber alle seine Funktionen übernommen hatte.

Es ist verständlich, dass viele von den höheren Steuerbeamten nicht den plötzlichen Anbruch einer neuen Zeit begriffen, sondern in herkömmlicher Weise die Bauern weiter bedrückten und aussaugten. Aber das von Akbar eingeführte System funktionierte vortrefflich und brachte alsbald alle solche Uebergriffe an den Tag. Todar Mal griff mit fester Hand zu und verbreitete dadurch, dass er Hunderte von diesen ungetreuen Beamten in den Kerker werfen und Bastonade und Folter ausgiebig anwenden liess, einen so heilsamen Schrecken, dass die Reformen Akbars bald siegreich durchdrangen.

Wie notwendig die strengste Kontrolle gerade hochstehenden Männern gegenüber war, zeigt das Beispiel des Lehnsadels, dessen Angehörige den Titel Dschāgīrdar führten. Ein solcher Dschāgīrdār hatte aus dem Landstrich, der ihm als Lehen gegeben war, je nach dessen Grösse die Kontingente an Mannschaften und Pferden für das kaiserliche Heer zu stellen. Es war nun allgemeiner Brauch geworden, dass bei einem Kriegszug die Dschāgīrdāre mit weniger Soldaten und Pferden sich einstellten als bei den regelmässigen Musterungen; auch erwiesen sich vielfach im Ernstfall die Mannschaften und Pferde als untauglich. Für die Kontrollversammlungen kleideten nämlich die Dschāgīrdāre harmlose Bürger als Soldaten ein, liehen sich diese

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

auch gegenseitig und liessen sie nach der Vorstellung wieder laufen. Ebenso wurden die bei der Musterung vorgeführten Pferde alsbald in Privatgebrauch genommen und durch wertlose Tiere für den kaiserlichen Dienst ersetzt. Auch dieses Unwesen wurde mit einem Schlage abgeschafft, durch Aufnahme einer genauen Personalbeschreibung der vorgestellten Soldaten und durch Stempelung der Köpfe der Pferde, Elefanten und Kamele mit bestimmten Brandmarken. Durch dieses einfache Mittel war die Vertauschung der bei den Kontrollversammlungen gestellten Mannschaften und Tiere gegen minderwertiges Material ebenso unmöglich gemacht wie ihre Verleihung an andere Dschāgīrdāre zum Zwecke der Vorstellung.

Die Zahl der waffenfähigen Männer in Akbars Reich wird auf nahezu $4^1/_2$ Millionen angegeben. Das stehende Heer aber, das auf Staatskosten unterhalten wurde, war verhältnismässig klein; es betrug nur etwa 25 000 Mann, von denen die eine Hälfte aus Kavallerie, die andere aus Musketieren und Artillerie gebildet wurde. Da Indien keine erstklassigen Pferde hervorbringt, so sorgte Akbar eifrig für den Import edler Rosse aus den anderen Ländern des Orients, die durch ihre Pferdezucht berühmt waren, und pflegte mehr für solche Tiere zu zahlen, als verlangt wurde. Ebenso war ihm für Zucht und Pflege der Elefanten, dieser noch für die damalige Kriegführung so wertvollen Tiere, keine Ausgabe zu hoch. In seinen Marställen befanden sich 5—6000 wohldressierte Elefanten. Auch die Kamel- und Maultierzucht förderte er mit gutem praktischem Blick und verstand das in Indien gegen den Gebrauch des Maultiers verbreitete Vorurteil zu überwinden.

Unermüdlich besichtigte Akbar die Marställe und Arsenale, die militärischen Werkstätten und Schiffswerften und sorgte überall für

musterhafte Ordnung. Die Förderung der Schiffahrt nannte er einen Akt der Gottesverehrung [1]), hat aber doch Indien nicht zu einer Seemacht erheben können.

Ein besonderes Interesse brachte Akbar der Artillerie entgegen, und dabei kam ihm eine hervorragende Veranlagung für die Technik, eine grosse Fertigkeit in mechanischen Arbeiten, zustatten. „Er erfand eine Kanone, die auf Märschen zum leichteren Tragen auseinander genommen und für den Gebrauch rasch wieder zusammengesetzt werden konnte, allem Anschein nach eine Art Gebirgsgeschütz. Durch eine andere Erfindung verband er 17 Kanonen in solch einer Weise, dass man sie zu gleicher Zeit durch e i n e Zündschnur abschiessen konnte“ [2]). Es handelt sich also um eine Art Mitrailleuse. Auch einen Mühlwagen soll Akbar erfunden haben, der sowohl zur Beförderung von Lasten als auch zum Kornmahlen diente. Bei diesen Erfindungen ist jedoch die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass der wirkliche Erfinder ein Anderer gewesen ist und dass die höfischen Schmeichler den Kaiser dafür ausgegeben haben, weil die Anregung von ihm ausgegangen sein mag.

Die Einzelheiten, die ich hier angeführt habe, werden genügen, um zu zeigen, zu welcher Vollkommenheit die Militär- und Zivilverwaltung durch Akbar erhoben wurde. Ueberall in seinem Reiche herrschte Ordnung und Gerechtigkeit und ein bis dahin unbekannter Wohlstand. Obwohl die Abgaben in Indien nie weniger drückend empfunden worden waren als unter Akbars Regierung, betrug die

---

1) N o e r, II. 378.

2) N o e r, I. 429. Die zweite Erfindung wird jedoch II. 372 von B u c h w a l d angezweifelt unter Hinweis auf die sogenannten Orgelgeschütze, die in Europa schon im 15. Jahrhundert in Gebrauch waren.

kaiserliche Jahreseinnahme mehr als 600 Millionen Mark — eine Summe, über die das zeitgenössische Europa staunte und bei deren Bewertung die sehr viel grössere Kaufkraft des Geldes im 16. Jahrhundert in Betracht gezogen werden muss [1]). Einen grossen Teil seines Einkommens verwendete Akbar auf die Errichtung von Wohltätigkeitsanstalten, von Herbergen an den Landstrassen, in denen die Reisenden auf kaiserliche Kosten gespeist wurden, auf die Unterstützung der Armen, auf Geschenke für Pilger, auf die Hergabe von Darlehen, die niemals zurückgefordert wurden, u. s. w. Zu der Pflege des Schulwesens, der Literatur, Kunst und Wissenschaft komme ich später.

Von entscheidender Bedeutung für Akbars Erfolge ist seine Begünstigung der eingeborenen Bevölkerung gewesen. Akbar beschränkte sich nicht darauf, das Los der unterworfenen Hindus zu erleichtern und sie von drückenden Abgaben zu entlasten. Sein Streben ging tiefer. Er wollte die Muhammedaner und Hindus zu gegenseitigem Wohlwollen und Vertrauen erziehen und bekämpfte zu dem Zwecke bei den einen Ueberhebung und Herrschsucht, bei den andern Hass und scheue Zurückhaltung. Wenn er dabei die Hindus geradezu bevorzugte, indem er einzelne in seine Nähe zog und zu den einflussreichsten Stellen im Staate beförderte, so geschah das gewiss auch deshalb, weil er bei den Hindus — insbesondere bei ihrem edelsten Stamme, den Radschputen — Eigenschaften fand, die ihm für die Festigung des Reiches und die Hebung der allgemeinen Wohlfahrt höchst wertvoll erschienen. Treulosigkeit hatte er ja bei den muhammedanischen Grossen und bei seinen eigenen Verwandten

---

1) Noer, I. 439.

zur Genüge kennen gelernt. Dazu kam, dass Akbar in dem Hause eines kleinen Radschputenfürsten geboren war, der seine Eltern auf der Flucht gastlich aufgenommen und beschützt hatte.

Die Radschputen, die Nachkommen der alten indischen Kriegergeschlechter, sind ein tapferes, ritterliches, zuverlässiges Volk, voll Freiheitsliebe und Rassenstolz, ganz verschieden in Charakter und Art von den übrigen Hindus. Noch heutzutage glaubt jeder Indienfahrer in eine andere Welt versetzt zu sein, wenn er den Boden der Radschputāna betritt und an Stelle der schwachen, weichlichen, sklavischen Bevölkerung anderer Landesteile kräftige, aufrechte Menschen um sich sieht — die Männer prachtvolle, schwertgegürtete Gestalten, mit blitzenden, trotzigen Augen und langen wallenden Bärten.

Wie Akbar die Radschputen schätzte, so war auch seine Persönlichkeit ganz dazu angetan, diesen stolzen, mannhaften Kriegern zu gefallen. Für die Beziehungen, die sich auf Grund dieser inneren Wesensverwandtschaft anknüpften, ist ein kleines Ereignis, das sich noch vor Ablauf des ersten Regierungsjahres zutrug, charakteristisch [1]).

Der Fürst des kleinen Radschputenstaates Ambir, Bihāri Mal, besass genügendes politisches Verständnis, um nach Akbars ersten grossen Erfolgen zu begreifen, dass seine eigene unbedeutende Macht und die Nähe von Delhi es ratsam machte, den Kaiser freiwillig als seinen Oberherrn anzuerkennen. Er kam deshalb mit Sohn, Enkel und Gefolge, um Akbar zu huldigen. Bei der Ankunft in dem kaiserlichen Lager vor Delhi bot sich ihnen ein überraschender Anblick dar. Nach allen Seiten liefen die Menschen in wilder Flucht vor einem wütenden Elefanten auseinander, der ringsum zerstörte, was

1) Noer, I. 224—226.

ihm erreichbar war. Und auf dem Nacken dieses wildgewordenen Tieres sass in vollkommener Ruhe ein junger Mann und bearbeitete dessen Kopf mit dem eisernen Stösser, der in Indien allgemein als Mittel zum Lenken der Elefanten in Gebrauch ist. Die Radschputen sprangen von ihren Pferden, traten unbesorgt heran, um das interessante Schauspiel zu beobachten, und brachen in laute Beifallsrufe aus, als der bezwungene Elefant in Erschöpfung niederkniete. Der junge Mann aber sprang von seinem Rücken, grüsste freundlich und liess den Radschputenfürsten, der jetzt erst Akbar in dem Bändiger erkannte, in das rote Kaiserzelt eintreten. Von diesem Zeitpunkt datiert die Freundschaft der beiden Männer. Bihāri Mals Sohn und Enkel bekleideten später hohe Stellen im kaiserlichen Dienst, und Akbar heiratete eine Tochter des Radschputenhäuptlings, die die Mutter des Thronfolgers Selim wurde, des nachmaligen Kaisers Dschehāngir. Akbar hat später noch andere Radschputentöchter in seinen Harem aufgenommen.

Aber nicht alle Beziehungen Akbars zu den Radschputen waren ebenso freundlicher Art. Er hat, wie schon sein Grossvater Baber, mit ihnen die erbittertsten Kämpfe geführt; denn kein anderes indisches Volk hat ihm so energischen Widerstand geleistet wie sie. Ihr Gebiet sperrte den Weg nach dem Süden; und aus ihren zerklüfteten Bergen und stark befestigten Burgen beunruhigten die Radschputen — ganz nach Art der deutschen Raubritter im Mittelalter — die Umgegend durch Einfälle und störten Ordnung, Handel und Verkehr. Ihre Bezwingung war also eine staatliche Notwendigkeit.

Der mächtigste unter diesen Radschputenhäuptlingen war der Fürst von Mewār, der durch Unterstützung von Empörern den Kaiser besonders gereizt hatte. Die Herrschaft über Mewār hing ab von

dem Besitz der Felsenstadt Tschitor, die auf einem ungeheuren 120 Meter hohen, aus der Ebene steil aufragenden Felsblock gelegen und mit allen Mitteln der damaligen Befestigungskunst zu einem unvergleichlich starken Bollwerk ausgestaltet war. Oben auf der Fläche, die über 12 Kilometer im Umfang misst, lag eine wohlbewässerte Stadt innerhalb der Festungsmauern. Dort führte ein bewährter Feldherr, Dschaymal, der „Löwe von Tschitor", den Oberbefehl. Von den Einzelheiten der monatelangen Belagerung, der Anlegung der Laufgräben und Minen, und von den ununterbrochenen Kämpfen, die dem Falle von Tschitor (Februar 1568) vorangingen, zu erzählen, gestattet die mir zur Verfügung stehende Zeit nicht. Wie immer setzte sich Akbar auch in diesen Kämpfen um Tschitor dem dichtesten Kugelregen aus, ohne je getroffen zu werden — dem Aberglauben seiner Krieger galt er als unverwundbar — und entscheidend war schliesslich ein glücklicher Schuss, durch den Akbar mit eigener Hand den tapferen Befehlshaber von Tschitor niederstreckte. Da gaben die Verteidiger ihre Sache verloren, und in der nächsten Nacht trug sich ein grausiges, echt-indisches Ereignis zu: der sogenannte Dschauhar forderte nach einer alten Radschputensitte seine Opfer. Unheimlich leuchteten mehrere grosse Feuer in der Feste auf. Die Frauen bestiegen, um der Gefangenschaft zu entgehen und ihre Ehre vor Sklaverei zu schützen, die feierlich hergerichteten Scheiterhaufen, und alle Männer weihten sich unter Anlegung von safrangelben Gewändern dem Tode. Nachdem die Sieger am nächsten Morgen in die Stadt eingezogen waren, begann ein Kampf, der noch bis zum dritten Abend wütete. Da gab es endlich niemanden mehr zu töten. 8000 Krieger und 30 000 Einwohner von Tschitor, die sich am Kampf beteiligt hatten, waren gefallen.

Mit der Eroberung von Tschitor, über die ich wegen des charakteristisch-indischen Schlussakts etwas ausführlicher gehandelt habe, war der Widerstand der Radschputen gebrochen. Nachdem Akbar dieses Ziel erreicht hatte, kam er den Besiegten auf das freundlichste entgegen. Es zeugt ebenso für seinen Edelmut wie für seine staatsmännische Weisheit, dass er nach diesem durchschlagenden Erfolge nicht nur keine Siegesfeier veranstaltete, sondern im Gegenteil ganz Indien den Ruhm der Unterlegenen verkündete, indem er vor dem Tor seines Palastes in Delhi zwei gewaltige steinerne Elefanten aufstellen liess mit den Standbildern Dschaymals, des „Löwen von Tschitor“ und des edlen Jünglings Pata, der bei der Verteidigung von Tschitor die grössten Heldentaten verrichtet hatte. Wenn Akbar in so hochherziger Weise seine besiegten Feinde ehrte, so hatte er damit den rechten Weg zum Herzen der Radschputen gefunden. Durch fortgesetzte Gunstbezeugungen gelang es Akbar allmählich, die ritterlichen Radschputen mit dem Verlust ihrer Selbständigkeit zu versöhnen, so dass sie schliesslich freudig und stolz sich seinem Dienste widmeten und, von ihren eigenen Fürsten geführt, fern von ihrer Heimat, selbst an den entlegensten Grenzen des Reichs sich als die besten und treuesten Soldaten des kaiserlichen Heeres erwiesen.

Die grosse Masse der Hindus gewann Akbar für sich durch die vorher erwähnten Steuererleichterungen und alle die anderen erfolgreichen Massregeln für das Gedeihen des Landes, hauptsächlich aber durch die Gewährung vollständiger Glaubens- und Kultusfreiheit und durch das wohlwollende Interesse, das er den Religionsübungen der Hindus entgegenbrachte. Ein Volk, bei dem die Religion die das ganze Leben beherrschende Gedankenrichtung ist,

musste nach all den entsetzlichen Leiden, die es in den vorangegangenen Jahrhunderten um seiner Religion willen erduldet hatte, durch Akbars Verhalten zu schrankenloser Verehrung hingerissen werden. Und da die Hindus gewohnt waren, die grossen Helden und Wohltäter der Menschheit als Inkarnationen eines Gottes anzusehen, so werden wir uns nicht wundern, bei einem Schriftsteller jener Zeit [1]) zu lesen, dass sich jeden Morgen vor Sonnenaufgang grosse Massen von Hindus vor dem Palast zusammendrängten, um auf das Erscheinen Akbars zu warten und sich unter Absingung religiöser Hymnen zu Boden zu werfen, sobald er sich am Fenster zeigte. Diese schwärmerische Begeisterung der Hindus für seine Person wusste Akbar nicht nur durch wirkliche Wohltaten, sondern auch durch kleine klug berechnete Mittel wach zu halten.

Es ist bekannt, dass bei den Hindus der Ganges als heiliger Fluss und die Kühe als heilige Tiere gelten. Man versteht also leicht Akbars Absichten, wenn man erfährt, dass er bei den Mahlzeiten regelmässig Gangeswasser trank — allerdings sorgfältig filtriertes und geläutertes — und dieses als „Wasser der Unsterblichkeit“ bezeichnete [2]), und dass er später ein Verbot erliess, Rinder zu schlachten und deren Fleisch zu geniessen [3]). So weit aber ging Akbar in seiner Konnivenz gegen die Hindus nicht, dass er alle ihre Sitten gut hiess oder in Schutz nahm. Er verbot z. B. den Hindus die Kinderehen, d. h. die Verheiratung von Knaben unter 16 und von Mädchen unter 14 Jahren, und erlaubte die Wiederverheiratung der Witwen. Die barbarischen Gebräuche des Brahmanentums

1) Badāonī bei Noer, II. 320.

2) Noer, II. 317, 318.

3) Ebendas. 376, 317.

waren ihm in der Seele zuwider. Er verbot deshalb aufs strengste das Schlachten von Tieren zum Zwecke des Opfers, die Anwendung der Gottesurteile beim Gerichtsverfahren und das Verbrennen der Witwen gegen ihren Willen, das freilich auch nach brahmanischem Gesetz nicht gestattet war, aber in der Praxis doch beständig geübt wurde [1]). Nachhaltigen Erfolg hat allerdings weder Akbar noch sein Nachfolger Dschehāngir mit den Bemühungen um Einschränkung der Witwenverbrennung gehabt; erst den Engländern ist es im Jahre 1829 gelungen, die entsetzliche Sitte so gut wie vollkommen abzuschaffen.

Akbar ist sein ganzes Leben hindurch ein unermüdlich fleissiger, rastlos tätiger Mann gewesen. Dadurch hat er den in ihm liegenden Hang zur Melancholie erfolgreich bekämpft und seinen Geist in einer Weise gesund erhalten, die bei einem orientalischen Selbstherrscher, dem Tag für Tag masslose Schmeichelei und abgöttische Verehrung entgegengebracht wurde, die grösste Bewunderung verdient. Wohl wusste Akbar, dass ohne Entfaltung blendenden Prunkes kein orientalisches Volk regiert werden kann; aber inmitten der märchenhaften Pracht, mit der Akbars Hof und auf Reisen sein Lager ausgestattet war, im Besitz eines unvergleichlich reichhaltigen Harems, der den Kaiser auf Feldzügen und Reisen in grossen, palastartigen Zelten begleitete, hat Akbar sich stets einer erstaunlichen Mässigkeit befleissigt. Zwar hat er das Weinverbot des Islam aufgehoben und einen Hofkeller gehalten, aber selbst nur wenig Wein getrunken und nur einmal am Tage gegessen, ohne sich selbst bei dieser einen Mahlzeit, die er allein für sich und nicht zu festgesetzter Zeit zu sich nahm,

---

1) J. T. Wheeler, IV. I. 173, M. Elphinstone, 526, G. B. Malleson, 176.

völlig zu sättigen[1]). Wenn er auch kein konsequenter Vegetarianer war, so lebte er doch hauptsächlich von Reis, Milch, Früchten und Süssigkeiten und hatte eine Abneigung gegen Fleischnahrung. Er soll kaum öfter als viermal im Jahre Fleisch gegessen haben[2]).

Blumen und Wohlgerüche liebte Akbar sehr, und besondere Freude hatte er an Tauben von edler Rasse, auf deren Zucht er sich wohl verstand. Gegen 20 000 dieser friedlichen Vögel sollen auf den Zinnen seines Palastes gelebt haben. Sein Historiograph[3]) berichtet: „Se. Majestät haben durch Kreuzung der Rassen, welche früher nicht angewendet worden war, dieselben in erstaunlicher Weise zu verbessern geruht."

Akbar war ein leidenschaftlicher Jäger und pflegte das edle Waidwerk in den verschiedensten Formen, namentlich die Tigerjagd und das Einfangen wilder Elefanten[4]), aber auch die Jagd mit abgerichteten Falken und Leoparden. Jagdleoparden besass er nicht weniger als 900. Nur Treibjagden liebte er nicht; er schätzte die Aufregungen und Strapazen der wirklichen Jagd als Mittel zur Stärkung und Erholung, zur Schärfung des Blicks und Erhöhung der Kaltblütigkeit. Auch an Spielen hatte Akbar seine Freude. Neben Schach, Karten- und anderen Spielen wären besonders Tierkämpfe zu nennen, bei denen meist Elefanten mit einander kämpfen mussten, aber auch Kamele, Büffel, Hähne und gar Frösche, Sperlinge und Spinnen.

Gewöhnlich aber war der ganze Tag von der ersten Morgenfrühe

---

1) Noer, II. 355.

2) J. T. Wheeler, IV. I. 169 nach dem alten englischen Geographen Samuel Purchas.

3) Abul Fazl bei Noer, I. 511.

4) M. Elphinstone, 519.

an mit Regierungsgeschäften und Audienzen ausgefüllt; denn Akbar war für Jedermann zu sprechen, der ein Ansuchen oder eine Beschwerde vorzubringen hatte, und schenkte den kleinsten Angelegenheiten dasselbe Interesse wie den grossen Staatsaffären. Auch sprach er an dem Ort seines jeweiligen Aufenthalts selbst Recht. Kein Verbrecher wurde daselbst ohne sein Wissen bestraft und kein Todesurteil vollzogen, ehe nicht Akbar dreimal den Befehl dazu gegeben hatte[1]).

Erst nach Sonnenuntergang begann für den Kaiser die Zeit der Erholung. Da er nur drei Stunden Schlaf nötig hatte[2]), widmete er den grössten Teil der Nacht der Beschäftigung mit Literatur, Kunst und Wissenschaft. Namentlich Poesie und Musik erfreuten sein Herz. Er liess eine grosse Bibliothek in seinem Palast anlegen und zog die berühmtesten Gelehrten und Dichter an seinen Hof. Die bedeutendsten unter diesen waren die Brüder Abul Faiz — mit dem Dichternamen Faizī — und Abul Fazl, die durch ihre Werke Akbars Ruhm der ganzen Welt verkündet haben. Der erstere übersetzte in Akbars Auftrag eine Reihe von Sanskritwerken ins Persische, und Abul Fazl, der hochbegabte Minister und Historiograph Akbars, der allerdings von dem Vorwurf der Schmeichelei nicht freizusprechen ist, verfasste ebenfalls in persischer Sprache ein grosses, in höchst elegantem Stil geschriebenes Geschichtswerk, das die Hauptquelle für unsere Kenntnis jener Zeit ist. Dieses berühmte Werk zerfällt in zwei Teile, von denen der erste unter dem Titel Akbarnāme „Akbarbuch“ die vollständige Geschichte von Akbars Regierung enthält, während

---

1) J. T. Wheeler, IV. I. 168.

2) Ebendas. 169.

der zweite, das Āīn ī Akbarī „Akbars Institutionen“ eine Darstellung der politischen und religiösen Verfassung und Verwaltung von Indien unter Akbars Regierung liefert. Erwähnung verdient auch in diesem Zusammenhang, dass Akbar eine Behörde für zeitgeschichtliche Aufzeichnungen einsetzte, die amtliche Berichte über alle den Kaiser und die Verwaltung betreffenden Ereignisse abzufassen sowie die Gesetze und Erlasse zu sammeln hatte [1]).

Wenn Akbars abendliche Erholungsstunden gekommen waren, trugen die Dichter seiner Umgebung ihre Verse vor; aber es wurden auch Uebersetzungen berühmter Werke der Sanskritliteratur, des neuen Testaments und anderer interessanter Bücher vorgelesen, und alles fesselte den lebhaften Sinn des Kaisers, dem nichts ferner lag als Einseitigkeit und Engherzigkeit. Auch für Kunst und Kunstgewerbe hatte Akbar das feinste Verständnis. Zu wunderbar schönen Leuchtern hat er selbst die Zeichnungen entworfen; und die Teppichmanufaktur erreichte unter seiner persönlichsten Anteilnahme in Indien eine solche Blüte, dass damals in den grossen kaiserlichen Fabriken Gewebe hergestellt wurden, die an Schönheit und Wert die berühmten persischen Teppiche übertrafen. Geradezu schöpferisch wirkte Akbar auf dem Gebiete der Architektur, indem er zwei vollkommen verschiedene Stilarten mit einander zu verschmelzen wusste. Höchst originell ist nämlich „die Vereinigung muhammedanischer und indischer Motive in den Bauten Akbars, der hier wie auf allen Gebieten eine vollständige Aufhebung der nationalen und religiösen Besonderheiten zu einem höheren Dritten erstrebt“ [2]).

---

1) Noer, I. 432, 433.

2) A. Müller, II. 386.

Seinen wissenschaftlichen Sinn bekundete Akbar u. a. dadurch, dass er eine Expedition zur Aufsuchung der Quellen des Ganges aussandte [1]). — Dass ein Mann von so wunderbarer Vielseitigkeit den Wert der Volksbildung erkannte und auf ihre Hebung bedacht war, wird uns nur selbstverständlich erscheinen. Akbar errichtete in seinem ganzen Reiche Schulen für die Kinder der Hindus und Muhammedaner, während er selbst — diese merkwürdige Tatsache würde uns nach allem bisher mitgeteilten unglaublich erscheinen, wenn sie nicht durch das ausdrückliche Zeugnis seines Sohnes, des Kaisers Dschehāngir, beglaubigt wäre — nicht hat schreiben und lesen können [2]). Für einen Analphabeten hat es jedenfalls Akbar erstaunlich weit gebracht. Die universale Genialität dieses Mannes hätte durch Schulwissenschaften keine Steigerung mehr erfahren können.

Ich stehe nun vor dem Punkte, der das allgemein menschliche Interesse für Akbar am stärksten anregt, vor seiner religiösen Entwicklung und vor seinem Verhältnis zu den Religionen oder besser zur Religion. Da muss ich mich zunächst gegen die von berufener Seite [3]) aufgestellte Behauptung wenden, dass Akbar (wie überhaupt die Timuriden) in religiöser Hinsicht indifferent gewesen sei. Dagegen spricht schon die Gewissenhaftigkeit, mit der Akbar alltäglich seine Morgen- und Abendandacht verrichtete, der Wert, den er auf Fasten und Beten als Mittel der Selbstzucht legte, und die Regelmässigkeit, mit der er in jedem Jahre Pilgerfahrten zu den Gräbern muhammedanischer Heiligen unternahm. Noch einen besseren Einblick in das

---

1) J. T. Wheeler, IV. I. 174.

2) J. T. Wheeler, IV. I. 141, Noer I. 193, II. 324, 326.

3) A. Müller, II. 418.

Innere Akbars als diese regelmässigen Kulthandlungen, die schliesslich auch durch die Macht der Gewohnheit erklärt werden könnten, gewähren aussergewöhnliche Betätigungen frommer Gesinnung. Wenn wir erfahren, dass Akbar vor dem Beginn wichtiger Unternehmungen an dem Grabe seines Vaters in Delhi betete [1]) oder dass er während der Belagerung von Tschitor das Gelübde tat, nach dem Fall der Feste eine Pilgerfahrt zu einem Heiligengrabe in Adschmīr zu unternehmen, und dass er, als Tschitor in seiner Gewalt war, diese Wanderung in einfachster Pilgerkleidung antrat, barfuss den glühenden Sand durchschreitend [2]), so können wir Akbar unmöglich für irreligiös halten. Im Gegenteil, nichts hat den Kaiser so mächtig und anhaltend bewegt, wie das Streben nach religiöser Wahrheit. Dieses Streben musste zu einem Kampfe führen gegen die verderblichste Macht in seinem Reiche, gegen die muhammedanische Geistlichkeit. Dass Akbar, der Sieger auf allen Gebieten, auch in dem Kampfe gegen die Uebergriffe der Kirche, dem schwierigsten, den ein Herrscher aufnehmen kann, siegreich gewesen ist, das allein schon würde ihm einen Platz unter den Grössten der Menschheit sichern.

Die muhammedanische Geistlichkeit, die Genossenschaft der Ulemās, in deren Händen nach den Einrichtungen des Islam auch die Rechtspflege lag, war in Indien durch zahllose reiche Stiftungen zu grossem Wohlstand gelangt; ihre angesehensten Mitglieder bildeten eine einflussreiche Hofpartei. Diese vertrat natürlich den Islam der strengeren Observanz, den sogenannten sunnitischen Islam, und zeigte

---

1) Noer, I. 262.

2) Noer, I. 259.

die grösste Härte und Unduldsamkeit gegen die Vertreter jeder freieren Auffassung und gegen die Andersgläubigen. Der Oberrichter von Agra verurteilte Männer zum Tode, weil sie Schiiten waren, d. h. der anderen Glaubensrichtung des Islam anhingen, und die Ulemās drängten Akbar, ebenso wie jener gegen die Ketzer vorzugehen [1]). Dass Hochmut und Eitelkeit, Eigennutz und Habsucht auch zu dem Charakterbilde der Ulemās gehören, ist nach allen Analogien so selbstverständlich, dass dies kaum der Erwähnung bedarf. Das Richteramt wurde allerorts von den zu ihm berufenen Ulemās als Mittel zu unrechtmässiger Bereicherung benutzt.

Dieser Geistlichkeit, die in ihrer engherzigen Torheit im Besitz der ganzen Wahrheit zu sein vermeinte, steht gegenüber der edle Skeptiker Akbar, den die Zweifel an dem göttlichen Ursprung des Koran und an der Wahrheit seiner Dogmen dermassen anfangen zu quälen, dass er die Nächte hindurch grübelnd, auf einem Stein im Freien sitzend, zubringt. Die schon erwähnten Brüder Faizī und Abul Fazl flössen seinem empfänglichen Geist die erhabenen Lehren des Sufismus ein, der muhammedanischen Mystik, deren spiritueller Pantheismus in der Lehre des brahmanischen Vedāntasystems vom All-Einen seinen Ursprung hat oder wenigstens durch sie stark beeinflusst worden ist. Die Lehren des Sūfismus atmen religiöse Duldsamkeit und haben offenbar Akbar in seiner Abneigung gegen die intolerante Exklusivität des sunnitischen Islam bestärkt.

Die Ulemās mussten in Entsetzen geraten, als sie erfuhren, dass Akbar auch bei den ihnen verhassten Brahmanen religiöse Belehrung suchte. Wir hören besonders von zweien, Puruschottama und Debī

---

1) J. T. Wheeler, IV. I. 156.

mit Namen, von denen der erstere den Kaiser in seinem Palast Sanskrit und brahmanische Philosophie lehrte, während der zweite im Dunkel der Nacht auf einem Gestell an der Mauer des Palastes emporgezogen wurde und dort, im Freien hängend, dem am Fenster sitzenden Kaiser Auskunft gab über die tiefsinnige Geheimlehre der Upanischaden. Ein echt indisches Stimmungsbild! Der stolze Padischah von Indien, einer der mächtigsten Herrscher seiner Zeit, in nächtlicher Stille auf die Worte des draussen schwebenden Brahmanen lauschend, der ebenso stolz wie der Kaiser nicht die Wohnung eines für ihn Unreinen betreten, aber auch einem aufrichtigen Wahrheitsucher nicht seine Weisheit vorenthalten will!

Kein Mittel lässt Akbar unversucht, seinen religiösen Gesichtskreis zu erweitern. Aus Gudscherat beruft er einige Pārsīs, Anhänger der Religion Zarathustras, und lässt sich von ihnen ihren Glauben und ihr hoch entwickeltes Moralsystem erläutern, das die Gedankensünde auf die gleiche Stufe stellt mit der Wort- und Tatsünde.

Von jeher hat man in Indien eine Vorliebe für religiöse und philosophische Disputationen gehabt. So war auch Akbar von dem Nutzen der freien Diskussion über religiöse Lehrmeinungen überzeugt. Auf Grund dieser Anschauung, vielleicht auch in der Hoffnung, dass die Ulemās sich blossstellen würden, gründete Akbar in Fathpur Sikrī, seinem Lieblingsaufenthalt in der Nähe von Agra, den berühmten ʿIbādat Khāna, wörtlich das Kultushaus, in Wirklichkeit das Disputierhaus. Es war dies ein Prachtbau aus 4 Hallen, in dem an jedem Donnerstag Abend die Geistlichen und Gelehrten aller Sekten zusammenkommen und ihre Glaubenssätze in Gegenwart und unter Beteiligung des Kaisers verteidigen durften. Die Leitung der Disputationen hatte Akbar in die geschickten Hände des klugen und frei-

sinnigen Abul Fazl gelegt. Wie schlecht an diesen Disputierabenden die Ulemās, die Vertreter der muhammedanischen Orthodoxie, abschneiden mussten, war vorauszusehen. Da sie mit ihren nichtigen Beweisgründen keinen Erfolg hatten, nahmen sie bald ihre Zuflucht zu Wutgeschrei, zu Beschimpfung der Gegner und selbst zu Tätlichkeiten, fuhren auch oft gegen einander los und verfluchten sich gegenseitig. Bei diesen Disputationen erwies sich die Minderwertigkeit der Ulemās, die doch stets mit so grossen Ansprüchen aufgetreten waren, so deutlich, dass Akbar sie gründlich verachten lernte.

Dazu kam, dass dem Kaiser die Unterschleife und sonstigen Machenschaften bekannt wurden, durch welche die Ulemās sich widerrechtlich bereichert hatten. Grund genug war jedenfalls vorhanden zu dem Strafgericht, das jetzt über die hohe Geistlichkeit hereinbrach. Im Jahre 1579 wird ein Dekret veröffentlicht, das dem Kaiser die höchste Entscheidung in Glaubenssachen überträgt, von den Häuptern der Ulemās unterzeichnet — mit welchen Gefühlen unterzeichnet, können wir uns denken. Denn durch diesen Akt hatten sich die Ulemās ihre kirchliche Autorität entwinden lassen und sie an den Kaiser abgetreten. Dass auch der Orient seine besondere offizielle Ausdrucksweise in administrativen Angelegenheiten besitzt, zeigt in sehr hübscher Weise eine Verfügung, durch die Akbar bald darauf eben jenen Häuptern der Ulemās „den langgehegten Wunsch gewährt“, eine Wallfahrt nach Mekka zu unternehmen, was natürlich in Wahrheit eine mehrjährige Verbannung bedeutete. Andere unwürdige Ulemās wurden ihrer Stellen entsetzt oder ihrer Pfründe beraubt; andere, die in ihrer Erbitterung Unruhen angestiftet und Empörer aufgewiegelt oder unterstützt hatten, mussten als Hochverräter ihr Leben lassen. Die reichen Kirchengüter wurden zum grossen Teil

eingezogen und zum allgemeinen Besten verwendet. Kurz und gut, Macht und Einfluss der Ulemās wurden vollständig gebrochen. Die Moscheen standen leer und fanden Verwendung als Ställe und Speicher.

Akbar war längst kein gläubiger Moslim mehr. Jetzt nach dem Sturze der Ulemās trat er offen mit seiner Ueberzeugung hervor, erklärte den Koran für Menschenwerk und seine Gebote für töricht, bestritt die Wundertaten Muhammeds sowie den Wert seiner Prophezeiungen und leugnete die Lehre von der Vergeltung nach dem Tode. Er bekannte sich zu der brahmanischen und sūfistischen Lehre, dass die Seele durch zahllose Existenzen wandere und schliesslich nach vollkommener Läuterung in die Gottheit aufgehe.

Die Behauptung der Ulemās, dass jeder Mensch mit dem Hange zum Islam auf die Welt komme und dass die natürliche Sprache des Menschen Arabisch sei — die Juden behaupteten das gleiche vom Hebräischen, die Brahmanen vom Sanskrit — widerlegte Akbar durch ein drastisches Experiment, das schlecht zu seiner sonstigen Menschenfreundlichkeit passt, aber doch für seine Geistesrichtung charakteristisch ist. Hier galt ihm die überzeugende Beweisführung so viel, dass einige Menschen darunter leiden mussten. Akbar liess sich nämlich im Jahre 1579 zwanzig Säuglinge von ihren Eltern gegen eine Entschädigung übergeben und diese an einem abgelegenen Orte, an dem kein Wort gesprochen werden durfte, von schweigenden Ammen aufziehen. Nach vier Jahren zeigte sich, dass diese unglücklichen Kinder, so weit sie am Leben geblieben, vollkommen stumm waren und keine Spur von einer Neigung zum Islam besassen [1]). Die

---

1) J. T. Wheeler, IV. I. 174, Noer, I. 511, 512. Eine bekannte klassische Parallele dazu ist das von Herodot II. 2 berichtete Experiment, das der ägyptische König

Kinder sollen später, wie zu erwarten war, ganz ausserordentlich schwer sprechen gelernt haben.

Die Abneigung gegen den Islam steigerte sich bei Akbar zu einem vollkommenen Widerwillen gegen alles, was mit dieser engherzigen Religion zusammenhing, und machte den grossen Kaiser geradezu kleinlich. Die Erlasse werden vom Tode Muhammeds datiert, nicht mehr von der Hedschra (der Flucht von Mekka nach Medina). Die auf Arabisch (in der Sprache des Koran) geschriebenen Bücher erhalten den letzten Platz in der kaiserlichen Bibliothek, die Kenntnis des Arabischen wird verpönt, selbst die dieser Sprache charakteristischen Laute werden vermieden [1]). Wohin man bis dahin nach altem Herkommen die Worte Bismillāhi „im Namen Gottes“ gesetzt hatte, da erscheint jetzt der alte Kriegsruf Allāhu akbar „Gott ist gross“, der desto mehr in allgemeinen Gebrauch kommt — auf Münzen, Dokumenten u. s. w. —, je mehr die Höflinge den Sinn dieses Ausrufs umkehren und ihm die Bedeutung unterlegen „Akbar ist Gott“.

Ehe ich auf die Stellungnahme des Kaisers zu dieser Schmeichelei

---

Psammetich mit zwei Säuglingen angestellt haben soll, von denen es heisst, dass sie in einen Ziegenstall eingeschlossen, nach zweijähriger Abschliessung von allem menschlichen Verkehr wiederholt das angeblich phrygische Wort βεκός ‘Brot’ gerufen haben, das in Wirklichkeit wohl einfach eine Nachahmung des Meckerns der Ziegen gewesen sein wird. Vgl. Edward B. Tylor, Researches into the early history of mankind, second edition (London 1870), p. 81: „It is a very trite remark that there is nothing absolutely incredible in the story, and that bek, bek is a good imitative word for bleating, as in βληχάομαι, μηκάομαι, blöken, meckern etc.“ Ebendas. p. 81, 82 findet sich der Bericht über einen ähnlichen von Jacob IV von Schottland angestellten Versuch sowie die Literatur über andere historische oder legendarische Vorgänge dieser Art aus Abend- und Morgenland.

1) Noer, II. 324, 325. Auch Bärte, die der Koran zu tragen gebietet, wollte Akbar nicht in seiner Nähe sehen. M. Elphinstone, 525, G. B. Malleson, 177.

und auf seine Auffassung des Kaisertums von Gottesgnaden eingehe, muss ich von den interessanten Versuchen der Jesuiten handeln, den mächtigsten Herrscher des Orients für das Christentum zu gewinnen.

Schon im Frühjahr 1578 war ein portugiesischer Jesuit, der in Bengalen als Missionar wirkte, am kaiserlichen Hofe erschienen und hatte Akbar wohlgefallen, weil die Ulemās in der Disputation mit ihm den kürzeren zogen. Zwei Jahre später erbittet Akbar in einem sehr höflichen Schreiben an den Provinzial des Jesuitenordens in Goa die Zusendung zweier Patres, um „in ihrem Glauben und seiner Vollkommenheit“ unterrichtet zu werden. Man kann sich leicht vorstellen, wie gern der Provinzial dieser Aufforderung entsprochen hat und wie sorgfältig er bei der Auswahl der mit so grossen Erwartungen abgeschickten Patres verfahren ist. Die Jesuiten bringen als Geschenke für den Kaiser eine Bibel in vier Sprachen und Bilder von Christus und der Jungfrau Maria, und zu ihrem grössten Entzücken legt Akbar beim Empfang zum Zeichen der Ehrfurcht die Bibel auf sein Haupt und küsst die beiden Bilder[1]).

Ueber das Wirken dieser Sendlinge, die an Akbars Hofe ehrenvoll aufgenommen wurden und ihre Wohnung im kaiserlichen Palast angewiesen erhielten, besitzen wir sehr ausführliche Nachrichten in dem interessanten, 1611 erschienenen Werke des französischen Jesuiten Du Jarric. Die abendlichen Zusammenkünfte in dem ʿIbādat Khāna in Fathpur Sikrī geben den klugen, dialektisch geschulten Jesuiten alsbald Gelegenheit, sich vor dem Kaiser auszuzeichnen, der diesem Religionsparlament präsidiert, in welchem Christen, Juden, Muhammedaner, Brahmanen, Buddhisten und Pārsīs mit einander disputieren.

---

1) J. T. Wheeler, IV. I. 162, Noer, I. 481.

Abul Fazl spricht im Akbarnāme mit Begeisterung von der Weisheit und dem Glaubenseifer des Pater Aquaviva, des Leiters dieser Jesuitenmission, und erzählt, dass derselbe sich erboten habe, mit dem neuen Testament in der Hand in einen feurigen Ofen zu schreiten, wenn die Mullahs das gleiche mit dem Koran in der Hand tun wollten, dass aber die muhammedanischen Geistlichen vor dieser Feuerprobe zurückgeschreckt wären. Bemerkenswert ist, dass darauf die Jesuiten an Akbars Hof von ihren Oberen eine Verwarnung erhielten, sie möchten nicht derartige voreilige Versuche riskieren, die ihnen vom Teufel eingegeben sein könnten in der Absicht, das Christentum in Schande zu stürzen[1]). Diese Oberen waren offenbar über die Absichten des Teufels ganz genau unterrichtet.

Akbar zeigt sich im Verkehr mit den Jesuiten manchen christlichen Lehren wohl geneigt und kommt seinen Gästen in jeder Weise entgegen. Sie dürfen ein Hospital und eine Kapelle erbauen und in der letzteren christlichen Gottesdienst für die in jener Gegend ansässigen Portugiesen verrichten. Akbar selbst nimmt gelegentlich an diesem Gottesdienst teil, entblössten Hauptes und auf den Knien liegend, — was ihn aber nicht hindert, auch den muhammedanischen Kultus und ebenso die brahmanischen Religionsübungen seiner Radschputenfrauen im Harem mitzumachen. Seinen zweiten Sohn Murād lässt er bei den Jesuiten portugiesisch lernen und im christlichen Glauben unterrichten.

Die Jesuiten ihrerseits gehen energisch auf ihr Ziel los und verschmähen auch nicht das Mittel der Schmeichelei, indem sie z. B. vor dem Kaiser eine Parallele zwischen ihm und Christus ziehen.

---

1) J. T. Wheeler, IV. I. 165, Anm. 47; M. Elphinstone, 523, Anm. 8; G. B. Malleson, 162.

Aber so schlau auch die Patres bei der Verfolgung ihrer Pläne verfahren, Akbar ist ihnen doch gewachsen. Trotz aller Zugeständnisse hinsichtlich der Vortrefflichkeit und Glaubwürdigkeit christlicher Lehren zeigt sich der Kaiser nie vollkommen befriedigt. Du Jarric [1]) „beklagt bitter seine Halsstarrigkeit und teilt mit, dass der rastlose Verstand dieses Mannes sich nie bei einer Antwort beruhigt, sondern beständig weitergefragt habe". Der geistreiche Historiograph des Islam [2]) macht dazu die Bemerkung: „Schlimm, sehr schlimm; — er hätte sich vielleicht nicht einmal bei den sieben Welträtseln der neuesten Naturwissenschaft beruhigt."

Allem Bitten und Drängen der Jesuiten, zum Christentum überzutreten, setzte Akbar einen festen Widerstand entgegen. Auch eine zweite und dritte Gesandtschaft, die der Orden aus Goa in den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts schickte, bemühte sich trotz aller Gunstbezeugungen von seiten des Kaisers um Akbars Bekehrung vergebens. Einen der zuletzt gekommenen Jesuiten, Jerome Xavier, einen Navarresen, soll der Kaiser veranlasst haben, die 4 Evangelien ins Persische, die Hofsprache der muhammedanischen Kaiser von Indien, zu übersetzen. Aber Akbar hat niemals daran gedacht, sich taufen zu lassen, und er konnte nicht daran denken, sowohl aus politischen Gründen wie aus Gründen der inneren Ueberzeugung. Ein Mann, der sich offiziell als höchste Autorität in Glaubenssachen hatte erklären lassen — freilich weniger zu dem Zwecke, um in seinen Landen einen Cäsaropapismus zu begründen, als um sein Reich vor einem drohenden Religionskriege zu bewahren —, jedenfalls ein Mann, der sah, wie der Segen seiner Regierung in jeder Hinsicht von seiner

1) Bei Noer, I. 485.

2) A. Müller, II. 420, Anm.

allerpersönlichsten Initiative ausging, der konnte keinen Willen über dem seinigen dulden und sich keinem Gewissenszwange unterwerfen. Den Papst als Autorität anzuerkennen und auf dem Gebiet, auf dem Akbar Tag und Nacht mit heissem Bemühen nach Klarheit rang, ein fertig abgeschlossenes System einfach als objektive Wahrheit anzunehmen, war für ihn an und für sich ein Ding der Unmöglichkeit. Auch musste Akbar die Jesuiten durchschauen, obschon er manches an ihnen anerkannte und bewunderte. Ihr starrer Dogmatismus, ihre Unduldsamkeit und Herrschsucht konnten ihm keinen Zweifel darüber lassen, dass sie, einmal zur Macht gelangt, in verstärktem und gefährlicherem Massstabe die Wirksamkeit der glücklich gestürzten Ulemās wieder aufnehmen würden. Auch wird Akbar wohl, der alles sah und alles hörte, von den Greueln der Inquisition in Goa etwas vernommen haben. Zudem hatte sich die Klarheit von Akbars Blick für die realen Verhältnisse viel zu oft bewährt, als dass er die Einführung des von ihm persönlich hochgeschätzten Christentums als ein Glück für Indien hätte ansehen können. Die Macht des Islam war von Akbar in Indien gebrochen worden; die zweite grosse Religion seines Reiches, den Brahmanismus, dem die erdrückende Mehrheit seiner Untertanen mit Leib und Seele anhing, ebenfalls zu stürzen und dann an Stelle der beiden bodenständigen Religionen eine dritte, fremde, ihnen feindlich gegenüberstehende einzuführen — ein solches Vorgehen hätte Indien in heillose Verwirrung stürzen und die ganze durch die rastlose Arbeit eines Lebens herbeigeführte Blüte des Landes mit einem Schlage vernichten müssen. Denn selbstverständlich kam es den Jesuiten nicht allein darauf an, Akbar persönlich für das Christentum zu gewinnen, sondern sie wollten dieses in dem grossen Reiche zur Staatsreligion erhoben sehen.

Wie schon angedeutet, hätte der Uebertritt zum Christentum auch Akbars innerster Ueberzeugung widersprochen. Auf dem steinigen Pfade des Wahrheitsuchens war er so weit emporgeklommen, um alle Religionen als geschichtlich geworden und als Produkte ihrer Zeit und ihres Entstehungslandes zu erkennen. Alle höheren Religionen erschienen ihm als Ausstrahlungen der einen ewigen Wahrheit. Dass er die Wahrheit über das Schicksal der Seele in der sūfistisch-vedāntistischen Lehre von ihrer Wanderung durch zahllose Existenzen und ihrem schliesslichen Aufgehen in die Gottheit gefunden zu haben glaubte, ist schon vorher erwähnt worden. Mit solchen Anschauungen konnte Akbar nicht katholischer Christ werden.

Die Ueberzeugung von der schliesslichen Reabsorption in der Gottheit bedingt auch den Glauben an die Emanation des Ich aus der Gottheit. Aber mit diesem Glauben ist Akbars Verhältnis zu Gott nicht ausreichend erklärt. Akbar war davon überzeugt, dass er Gott näher stände als andere Menschen. Das geht schon aus dem Titel „Schatten Gottes“ hervor, den er sich beigelegt hat. Die Umdeutung des Satzes Allāhu akbar „Akbar ist Gott“ oder vielmehr die Zweideutigkeit dieses Satzes hat dem Kaiser, wie wir wissen, nicht missfallen. Und wenn die Hindus ihn für die Inkarnation eines Gottes erklärten, so hat er auch diese Huldigung hingenommen. Eine solche Vorstellung war ja bei den Hindus nichts Ungewöhnliches und bedeutete noch keine vollkommene Apotheose. Akbar hat es auch, obwohl er sich lange Mühe gegeben, auf die Dauer nicht hindern können, dass das Volk ihn für einen heilkräftigen Wundertäter hielt. Aber Akbar war ein viel zu klarer Kopf, um nicht zu wissen, dass er ein Mensch war, — ein Mensch mit Fehlern und Schwächen; denn wenn er sich einmal zu einer Gewalttat hatte hinreissen lassen,

so hat er darauf stets die bitterste Reue empfunden. Nicht das leiseste Symptom von Cäsarenwahn ist an Akbar zu entdecken.

Akbar fühlte sich als ein Vermittler zwischen Gott und den Menschen und glaubte, „dass sich ihm die Gottheit durch eine mystische Erleuchtung der Seele besonders offenbare“ [1]). Diese Ueberzeugung hat Akbar mit manchen Herrschern des Abendlandes gemein, die sehr viel kleiner waren als er. Abgöttische Ehrenbezeugungen hat er nur in beschränktem Masse geduldet. Ganz konsequent aber ist er in dieser Hinsicht nicht gewesen; und wir müssen uns vergegenwärtigen, wie unendlich schwer es an einem orientalischen Hofe war, hierin konsequent zu sein, wenn die landesübliche Servilität, mit aufrichtiger Bewunderung und Verehrung gepaart, nach Betätigung drängte.

Akbar liess sich, wie wir schon gesehen haben, die gewohnheitsmässige Proskynese der Hindus gefallen. Aber andererseits haben wir für das Gegenteil das ausdrückliche Zeugnis des Schriftstellers Faizī, des vertrauten Freundes des Kaisers, der bei einer übertriebenen Ehrfurchtsbezeugung wörtlich sagt [2]): „Seiner Majestät Befehle verbieten ausdrücklich solcherlei demütige Anbetung, und so oft die Höflinge derartige Huldigungen auf Grund ihrer ergebenen Gefühle darbringen, verbietet es ihnen Seine Majestät; denn solche Handlungsweise der Anbetung gebührt Gott allein“. Schliesslich hat sich Akbar aber doch bewogen gefühlt, die Prostration zwar publice zu verbieten, aber privatissime zu erlauben, wie aus folgenden Worten Abul Fazl's [3]) hervorgeht: „Da aber verdrehte Dunkelmänner die Prostration für eine blasphemische Menschenanbetung halten, so hat Seine Majestät

1) Noer, II. 314, 355.

2) Bei Noer, II. 409.

3) Bei Noer, II. 347, 348.

in seiner praktischen Weisheit befohlen, dass sie bei den Unwissenden aller Stände aufhören und auch von seinen vertrauten Dienern auf den öffentlichen Hoftagen nicht ausgeübt werden solle. Jedoch, wenn Leute, auf welche der Stern guten Glückes scheint, in privaten Assembleen aufwarten und Erlaubnis erhalten sich zu setzen, so vollziehen sie die Prostration der Dankbarkeit, indem sie ihre Stirnen bis auf die Erde beugen und so an dem Strahlenschein guten Glückes teilnehmen. So dem Volke im Grossen die Prostration verbietend und sie den Auserwählten erlaubend, erfüllt der Kaiser die Wünsche beider und gibt der Welt ein Beispiel praktischer Weisheit".

Das Streben, die Völker, die ihm untertan waren, so viel als möglich zu einigen, trieb Akbar schliesslich zu dem Versuche, auch die religiösen Verschiedenheiten auszugleichen. In der Ueberzeugung, dass alle Religionen ihrem innersten Wesen nach nicht von einander verschieden seien, fasste er das seiner Meinung nach Wesentliche zusammen und begründete um das Jahr 1580 eine neue Religion, den vielbesprochenen Dīn i Ilāhi, den „Gottesglauben". Diese Religion erkennt nur einen Gott an, ein rein geistiges, in allem wirkendes Wesen, dem die menschliche Seele entstammt und wieder zustrebt. Die Moral dieser Religion umfasst die hohen sittlichen Forderungen des Sūfismus und des Parsismus: vollkommenste Toleranz, Gleichberechtigung aller Menschen, Reinheit in Gedanken, Worten und Werken. Auch die Forderung der Monogamie ist später dazugetreten. Priester, Götterbilder und Tempel wollte Akbar in seiner neuen Religion nicht haben; aber er entnahm dem Parsismus die Verehrung des Feuers und der Sonne, da ihm das Licht und dessen Wärme als das schönste Symbol des göttlichen Geistes erschien[1]). Auch legte er

1) M. Elphinstone, 524.

die heilige Schnur der Hindus um und trug das bei ihnen übliche farbige Zeichen auf der Stirn. In dieser eklektischen Weise kam er den verschiedenen in seinem Reiche bestehenden Religionsgemeinschaften in einigen Aeusserlichkeiten entgegen.

Zweifellos hat Akbar bei der Begründung des Dīn i Ilāhi nicht bloss ideale, sondern auch politische Zwecke verfolgt; denn der Uebertritt zu der neuen Religion bedeutete eine Steigerung der Ergebenheit für den Kaiser. Der Novize musste sich bereit erklären, dem Kaiser seine Habe, sein Leben, seine Ehre und seinen bisherigen Glauben zu opfern. Und tatsächlich haben die Anhänger des Dīn i Ilāhi einen Stamm treuester und ergebenster Diener des Kaisers gebildet. Nicht ohne Bedeutung dürfte auch sein, dass bald nach der Stiftung des Dīn i Ilāhi eine neue Zeitrechnung eingeführt wurde, die von dem Regierungsantritt Akbars (1556) datierte.

Nachdem die neue Religion etwa 5 Jahre bestanden hatte, begann die Zahl der Konvertiten um Tausende zu wachsen. Aber wir dürfen mit Sicherheit annehmen, dass diese zumeist nicht aus Ueberzeugung, sondern um weltlicher Vorteile willen übergetreten sind, da sie sahen, dass die Zugehörigkeit zu dem neuen Glauben der Karriere im Staatsdienst sehr förderlich war[1]). Weitaus die meisten Bekenner werden nur die äusseren Formen des Dīn i Ilāhi beobachtet haben, ihm aber innerlich fremd geblieben sein.

In Wirklichkeit hat sich die neue Religion nicht über Akbars Hof hinaus verbreitet, und mit seinem Tode war sie erloschen. Liegt hier also ein Misserfolg des grossen Kaisers vor, so gereicht ihm doch auch dieser Misserfolg zur Ehre. Muss man es Akbar nicht hoch anrechnen, dass er es für möglich hielt, sein Volk für eine geistige,

1) Noer, I. 503.

bildlose Gottesverehrung zu gewinnen? Hätte er gewusst, dass die religiösen Bedürfnisse der Massen nur durch greifbare Objekte der Verehrung und durch Wunder — je haarsträubender desto besser — befriedigt werden können, dass ein vergeistigter Gottesglaube immer nur Eigentum weniger Auserwählter sein kann, er wäre nicht zur Gründung des Dın i Ilāhi geschritten. Und als einen absoluten Misserfolg können wir diese Gründung nicht einmal bezeichnen; denn der Geist der Toleranz, der von Akbars Religion ausströmte, hat unendlich viel Gutes gewirkt und zur Milderung der Gegensätze in Indien gewiss ebenso viel beigetragen, als Akbars soziale und wirtschaftliche Reformen.

Ein Mann, der so Grosses erreicht und noch Grösseres gewollt hat, hätte mehr Glück verdient, als Akbar gegen Ende seines Lebens beschieden war. Seinen Söhnen hatte er die sorgfältigste Erziehung zu Teil werden lassen, indem er ihnen zugleich christliche und orthodox muhammedanische Lehrer gab, um sie frühzeitig zur Gewinnung selbständiger Ansichten durch Vergleichung der Gegensätze anzuleiten; aber er hat an seinen Söhnen keine Freude erlebt. Es scheint, dass er es an der nötigen Strenge hat fehlen lassen. Die beiden jüngeren Söhne des so überaus mässigen Kaisers, Murād und Daniāl, starben in jungen Jahren noch vor ihrem Vater am Delirium tremens. Auch der älteste Sohn Selim, der spätere Kaiser Dschehāngir, war ein Säufer und ist vor dem Untergang durch dieses erbliche Laster der Timuriden nur durch die Klugheit und Entschlossenheit seiner Gattin gerettet worden. Aber er blieb — seinem Vater so unähnlich wie möglich und, wie es scheint, mit bewusster Absicht unähnlich — ein wilder, ungestümer, grausamer Mensch, der die Partei der gestürzten Ulemās ergriff und als orthodoxer Muhammedaner, als Wiederherstel-

ler des Islam auftrat. Mehrfach in offener Empörung gegen seinen grossherzigen und zur Verzeihung nur zu bereitwilligen Vater hat er diesem den bittersten Kummer bereitet; nicht zum wenigsten dadurch, dass er den altbewährten Minister und Freund seines Vaters Abul Fazl auf einer Reise ermorden liess. Sehr nahe ist Akbar auch der Verlust seiner alten Mutter gegangen, an der er sein ganzes Leben lang mit rührender Liebe gehangen hat und die erst kurz vor ihm selber gestorben ist.

Seine besten Freunde und treuesten Diener hat Akbar durch den Tod verloren, bevor ihn selbst ein qualvolles Unterleibsleiden, das ihn vor dem Ende auch seelisch in trauriger Weise veränderte, in der Nacht zum 15. Oktober 1605 dahinraffte. In Sikandra bei Agra wurde er in einem prachtvollen Mausoleum von gewaltigen Dimensionen bestattet, das er sich selbst hatte erbauen lassen und das noch heute fast unversehrt ist.

Das ist in Kürze ein Bild von dem Leben und Wirken des grössten Herschers, den der Orient hervorgebracht hat. Um Akbars Grösse richtig zu würdigen, müssen wir uns dessen erinnern, dass er in seinem Reiche alle Menschen ohne Rücksicht auf Abstammung und Religion gleichgestellt und allgemeine Glaubensfreiheit gewährt hat zu einer Zeit, als im Abendlande die Juden noch rechtlos und vielfach blutigen Verfolgungen ausgesetzt waren, als hier Menschen um ihres Glaubens oder ihres Zweifelns willen eingekerkert, hingerichtet oder verbrannt wurden, als Europa sich durch die Greuel der Hexenprozesse und der Bartholomäusnacht besudelte [1]). Unter Akbars Regierung stand Indien im 16. Jahrhundert auf einer viel höheren Kulturstufe als das damalige Europa.

---

1) Noer, I. 490, Anm.

Es darf uns mit Stolz erfüllen, dass die Persönlichkeit Akbars, der nach seinen eigenen Worten „mit der ganzen Menschheit, mit allen Geschöpfen Gottes in Frieden leben wollte“ [1]), einen edlen deutschen Mann von fürstlichem Geblüt im vorigen Jahrhundert dermassen begeistert hat, dass er die Arbeit seines Lebens der Biographie Akbars widmete. Es ist der Prinz Friedrich August von Schleswig-Holstein, Graf von Noer, der ganz Nordindien auf den Spuren von Akbars Wirken forschend durchwandert und auf Grund sorgfältiger Quellenstudien in seinem grossen zweibändigen Werke das Beste und Ausführlichste geliefert hat, was in Europa über Kaiser Akbar geschrieben worden ist. Wie sehr dem Prinzen seine Arbeit Herzenssache gewesen ist, erkennt man aus seinem Werke auf Schritt und Tritt, besonders aber aus einem rührenden Briefe aus Agra vom 24. April 1868, in dem er erzählt, dass er die Morgenstunden dieses Tages zu einem Ausflug benutzt habe, um einen Strauss frischer Rosen auf das Grab Akbars zu legen, und dass ihn der Besuch keiner anderen Grabstätte so erschüttert habe wie dieser [2]).

Hochansehnliche Versammlung!

Wir feiern heute den Geburtstag Seiner Majestät des Königs. Dieser festliche Anlass legte mir die Verpflichtung auf, für meine heutige Rede aus dem Gebiet meiner Studien einen der Bedeutung

---

1) Noer, II. 495.

2) Noer, II. 564, 572.

dieses Tages entsprechenden Gegenstand zu wählen. Kein anderer schien mir dazu so geeignet wie das Leben und Wirken Kaiser Akbars. Nicht etwa um Vergleiche zu ziehen zwischen dem grossen Kaiser von Indien und unserm allverehrten und geliebten König. Das wäre ein unwürdiger Byzantinismus, doppelt unwürdig eines Vertreters der Wissenschaft. Und doch liegt es mir am Herzen, auf eine Uebereinstimmung hinzuweisen, die das Indien des 16. Jahrhunderts mit unserem Lande und unserer Zeit verbindet. Es ist eine Lehre der Geschichte, dass nur die Gewährung freiheitlicher Einrichtungen bei den Völkern das höchste Mass von Verehrung, Liebe und Dankbarkeit für ihre Herrscher auslöst. Kaiser Akbar ist dafür das klassische Beispiel aus der Geschichte des Orients.

Im deutschen Reich besitzt zur Zeit kein Land eine liberalere Verfassung als Württemberg. Und diese freiheitliche Verfassung, die für die anderen Bundesstaaten geradezu ein vorbildliches Muster ist, deren Inhalt und Handhabung allen politischen und religiösen Anschauungsweisen gerecht wird, ist zustande gekommen nach dem Willen des Königs, unter seiner persönlichen Einwirkung und Mitwirkung. Deshalb ist auch das ganze Land Württemberg erfüllt von schrankenloser Dankbarkeit und ehrfürchtiger Liebe für seinen König; und an dem heutigen Tage schallt durch alle württembergischen Gaue und weit über die Landesgrenzen hinaus der aus dem tiefsten Herzen quellende Ruf:

Gott schütze den König!

57 386

ROTANOX
oczyszczanie
styczeń 2008

BIBL
KD.265
nr inw. 324